

Zum Usutu.

Grade über Null; anders allerdings ein paar Tagereisen weiter landeinwärts, da kann es oft bitterkalt werden. Am kältesten ist es in den Drakensbergen und ihren Ausläufern und in den benachbarten Gebirgssteilen, zumal den Flüssen und sonstigen Wasserläufen entlang. Da sind auch unter dem afrikanischen Himmel Kältegrade von 10—12 Grad nichts Seltenes; auf den Bergen liegt häufig Schnee, im Flachlande bleibt er in der Regel allerdings nicht lange liegen; sobald die Sonne gegen 9 oder 10 Uhr etwas höher steigt, beginnt er zu schmelzen. Ueberaus lästig sind auch die kalten, von den mit Schnee bedeckten Bergen kommenden Winde; sie gehen durch Mark und Bein. Ueberhaupt wirkt in Afrika die Kälte auf Menschen und Tiere viel intensiver ein als bei dem gleichen Kältegrad in der nördlich gemäßigten Zone der Kall ist.

Est modus in rebus, hat alles seine Grenzen, sagten schon die alten Römer. Bekanntlich pflegen wir den hiesigen Schwarzen, Seiden sowohl wie Christen, auf jegliche Weise entgegenzukommen und helfen ihnen leiblich und geistig in allem, was recht und billig ist. Allein es gibt auch Kaffern, die so etwas nicht zu würdigen wissen und daher in ihren Ansprüchen immer maßloser werden. So kam da unlängst ein Heide hieher mit der Meldung, Josephine, sein Töchterlein, ein Mädchen von zehn Jahren, sei gestorben; ich solle nun kommen und die Leiche holen, denn er habe keine Männer im Kraal, die sie zur Missionsstation tragen könnten. — Ich erwiderte gelassen: „Freund, das ist deine Sache; dir obliegt es, die Leiche zu bringen. Sind keine Männer in der Nähe, die das tun können oder wollen, so nimm ein paar Frauen oder handfeste Mädchen.“ — Der Mann ging unwillig fort, mußte sich aber zuletzt doch fügen. Vielleicht wirkt die kleine Lektion auch für ein anderesmal.

Ein benachbarter Kaffer pflegte jedesmal zu verreisen, wenn die Zeit kam, wo er an die Regierung die Hütt-Taxe von 10 Mark zahlen sollte. Kam nun der Polizist, die Taxe zu erheben, so erklärte die Frau, ihr Mann sei nicht da, sie aber habe kein Geld, und so mußte er regelmäßig mit leeren Händen abziehen. Einmal aber erwiderte er ihn doch. Diesmal lief der Schlaumeier, als er den Polizisten kommen sah, spornstreichs der Missionsstation zu und stürzte in mein Zimmer, um sich da zu verbergen. Gleich hinter ihm trat der Polizist ein. Der Kaffer jagte stöhnend, er sei an den Stufen vor der Haustüre gefallen und habe sich dabei den Arm gebrochen. Der Mann des Gesetzes reagierte auf diese Erklärung nicht, sondern packte ihn einfach am Kragen und führte ihn fort. Der Klüchtling scheint sich nun aber doch eine Armverletzung angezogen zu haben, denn auf dem Polizeiamte ließ man ihn gleich wieder los, und Tags darauf kam sein Weib, eine Christin, hieher nach Emaus, um für den gebrochenen Arm eine „Medizin“ zu holen. Der Kaffer meint, der Weiße habe für alles eine Medizin, auch für einen gebrochenen Arm. Er hält übrigens auch etwas aus; ein Gebrechen, das einen Europäer wochenlang arbeitsunfähig machen würde, bringt er kaum in Anschlag.

In der Klubi-, sprich Schlubi-Siedlung, nicht allzu weit von Emaus entfernt, haust ein Kaffernhäuptling mit einer ganzen Anzahl von Weibern. Man könnte nun glauben, unter diesen Weibern herrschten endlose Eifersüchteleien, Neiderien und Streitigkeiten. Doch dem ist keineswegs so, sie kommen vielmehr im großen und ganzen friedlich miteinander aus. Denn erstens hat jedes dieser Weiber eine eigene Hütte, wo sie mit

ihren Kindern wohnt, und zweitens haben die Schwarzen bezüglich der Vielweiberei eine ganz andere Ansicht als die Weißen. So ein Kaffernweib fühlt sich durch den Umstand, daß ihr Mann noch andere Frauen hat, keineswegs erniedrigt, im Gegenteil, sie rechnet sich und ihre Genossinnen zu den Großen und Angesehenen, und blickt mit einer gewissen Verachtung auf ein gewöhnliches Weib herab, das allein mit ihrem Mann zusammenwohnt. Das sind in ihren Augen arme Schlucker, bemitleidenswerte Hungerleider, die nur eine einzige Hütte mit ein paar Ziegen, oder, wenn es hoch hergeht, einigen Kühen und Ochsen haben, Leute ohne Namen und Ansehen. Ganz anders ihr eigener Mann; der ist etwas und hat etwas. Er nennt acht bis zehn Hütten sein eigen und ebensoviel Weiber, und jedes von ihnen hat er mit zehn Ochsen oder noch mehr gekauft. Das gibt ein Ansehen im Kaffernlande; und von diesem Glanz und dieser Ehre fällt ein großer Teil zurück auf seine Weiber, auf jedes von ihnen, und wäre es auch nur sein jüngstes Nebenweib. Dies der Gedankengang eines heidnischen Kaffernweibes, und es dürfte schwer halten, sie eines Besseren zu belehren, solange sie vom Christentum keine Idee hat.

Dies nebenbei bemerkt; im allgemeinen also haufen und wirtschaften diese heidnischen Kaffernweiber ganz friedlich miteinander und teilen sich in ihr gemeinsames Glück. Ausnahmen gibt's natürlich auch, und es braucht oft nicht viel, um wenigstens zeitweilig einen großen Lärm und eine gewaltige Streiterei unter ihnen zu erregen. So kam eines Tages im genannten Klubi-Kraal das Großweib (die eigentliche Frau des Häuptlings) mit einem jüngeren Nebenweibe in Streit und biß ihr in der Hitze des Gefechtes ein Glied vom Finger ab.

Das arme Weib kam zu mir und bat mich, die Wunde zu verbinden. Sie sagte, sie habe auf dem Wege Schmerzen gehabt, daß sie meinte, das Herz falle ihr heraus. Will es gerne glauben, denn der Finger war scharf zugerichtet, und sie hatte ihn mit einem farbigen, schmutzigen Lappen verbunden. Ein halbes Wunder, daß da keine Blutvergiftung eintrat. Ich reinigte die Wunde, leute mit Arnika-Linfur getränkte Watte darauf und verband den Finger mit einem frischen, reinen Lappchen. Zugleich gab ich ihr eine Anweisung, wie sie die folgenden Tage den kranken Finger behandeln solle. Unter tausend Dankesbezeugungen kehrte sie in ihren Kraal zurück. Hoffentlich ist der Schaden bald wieder gut und kehrt auch wieder der süße Friede ein in den dichtbevölkerten Klubi-Kraal.

Zum Ufutu.

P. Ludwig Tremel, R. M. M.

Wieder einmal war nach angestrengtem Studium und nach glücklich überstandenen Examina die goldene Ferienzeit angebrochen. Nun konnte man wieder ausruhen von den geistigen Strapazen. Der hochwürdigste Herr Abt hatte uns Studenten erlaubt, während der Ferien jede Woche einen Tagesausflug zu machen zur geistigen und körperlichen Erholung. Unvergesslich ist mir da ein Marsch, den wir am 14. Juli 1913 von Mariannhill nach dem Ufutu ausgeführt haben; so heißt nämlich ein langgestreckter Berg, der von weitem gesehen die Gestalt einer riesigen Schildkröte hat und deshalb von den Schwarzen Ufutu, d. i. Schildkröte genannt wird.

Der Morgengottesdienst war vorbei. Nach einer tüchtigen Leibesübung wurden die vom Bruder Koch

in mütterlicher Sorgfalt wohlgefüllten Rucksäcke umgehängt, ein fester Stiel ward in die Hand genommen und dann ging es hinaus in die afrikanische Wildnis. Die Sonne sandte schon recht warme Morgengrüße hernieder,

da hatte er natürlich die Bierbeiner ins Herz getroffen, denn sie rückten mit freundlicher Miene näher und stimmten auch einen unsagbar schönen Gesang an. Die weite hü-

Am Umlasi-Fluß, Moebeaum und Euphorbien.



gleich als wollte sie uns sagen: Wartet nur, ich werde euch heute noch tüchtig Feuer geben. Auf den weiten Grasfeldern, die wir durchschritten, war eine Menge Vieh auf der Weide, das uns mit ernst, gewichtigen Mienen betrachtete. Als nun gar einer aus den Stu-

gelige Graslandschaft bot einen eigenartigen Reiz dar. Da und dort verstreut standen einzelne Terebinthenbäume, dann kam wieder ein kleines, romantisches, undurchdringliches Wäldchen, aus dem schlanke Palmen in die Höhe ragten, die ihre Zweige sanft im Winde wieg-

ten. Das Gras war hochgewachsen, aber rauh und hart, nicht zu vergleichen mit dem zarten Grün der deutschen Heimat. Die heißen Sonnenstrahlen hatten es auch schon fahlgelb gefärbt. Auch der herzerhebende Blumen-schmuck, der die heimatischen Zuren so lieblich macht, fehlte. Nur einige Strohblümchen

streckten da und dort ihre Köpfe hervor. Es war ja Winterzeit hierzulande. An einer Stelle war man gerade, damit beschäftigt das dürre Gras abzubrennen; die abgebrannten Flächen, aus denen noch halb versengte Grasstengel emporragten, machten allerdings einen traurigen Eindruck; allein beim ersten Sommerregen spricht aus dem von der Asche gedüngten Boden bald wieder neues Grün hervor, das dann für das Vieh eine willkommene Weide bildet. Ein weißgrauer, dichter Qualm wälzte sich über das Gelände und knisternd und prasselnd wogte das Feuermeer dahin. Zu beiden Seiten der Gasse, die es wandern mußte, standen eine Menge Schwarzer, die mit Baumästen und Säcken bewaffnet waren und mit diesen jeden Fluchtversuch des Feuers aus der bezeichneten Richtung im Keime erstickten.

Allerdings sind bei diesen Grasbränden schon oft große Unglücksfälle vorgekommen, dann nämlich, wenn der

Mensch das wilde Element nicht mehr bemeistern kann; wie ein entfesselter Orkan braust es dahin, Menschen und Triere in seinen Gluten begrabend.

Rüstig schritten wir voran, immer im Gänsemarsch, wie es eben auf den Kaffernwegen — schmalen Fuß-

pfaden — nicht anders möglich war. Mancher Trupp von Schwarzen begegnete uns; ehrfurchtsvoll traten sie zur Seite, erhoben die rechte Hand und grüßten uns: „Sanibona“. Ein kräftiges „Ewe“ war unsere Ant-



Wilde Landschaft am Umlazi-Fluß bei Mariannhill.

wort entsprechend den kaffrischen Höflichkeitsformen.

Nach gut einstündiger Wanderung hatten wir den Umlazi, einen ziemlich bedeutenden Fluß erreicht. Er ist ein unberechenbarer Geselle. In der regenlosen Zeit ist er ruhig und friedlich, zufrieden mit seinem Bett;

kommt aber einmal ein Regen, dann schwillt er plötzlich an, sein Bett wird ihm zu eng, das ganze Tal glaubt er als sein Eigentum beanspruchen zu dürfen und füllt es auch an mit seinen hochgehenden Wogen. Wilderwuchses Geräusch umsäumt seine Ufer. Fern im Hintergrunde erhebt sich majestätisch der Ufutu mit seinem langen breiten Rücken; diese Bergeshöhe sollte heute noch erklommen werden, aber nicht im ersten Ansturm, sondern erst nach einem weiten Umwege durch die so romantische Flußniederung.

Jetzt hieß es erst einmal über den Fluß setzen. Der „Lugus“ einer Brücke ist hier nicht vorhanden; ein Fährmann, der uns hinübergondeln könnte, gehört in das Reich der Fabel; ein Christophorus, den man mit einem „Hol über“ herbeirufen könnte und der uns auf seinem mächtigen Rücken hinübertragen würde, läßt sich auch nicht blicken. Also heißt es mit eigenen Füßen übersetzen. Große Felsblöcke, die die Kaffern einen neben den anderen in den Fluß geworfen haben, gestatten, daß man, von einem zum andern springend, das nasse Element ganz gut überschreiten kann. Bei trockenem Wetter ragt diese „Steinerne Brücke“ aus dem Wasser hervor; wenn es aber geregnet hat, dann ist auch sie von den Wassern überflutet und dann heißt es doppelt vorsichtig sein, damit man auf den schlüpfrigen Steinen nicht ausgleitet. Hätte ich nur diese Erwägung damals angestellt! — Auf einmal war ich, wie von Zauberhänden getragen, in das Wasser verlegt; erfrischend und kühlend war es, Anhängern Kneipps nur zu empfehlen. Wer den Schaden hat, braucht bekanntlich für den Spott nicht zu sorgen; so dokumentierte mir auch ein schallendes Gelächter meiner Confratres, daß sie meine Bade- lust beobachtet hatten. Nun die Sonne besorgte bald wieder das Trockenwerden; anfangs war allerdings das Gehen etwas lästig in den schweren Kleidungsstücken, die ich zwar ausgerungen hatte, die aber doch wie Bretter um die Beine schlagen.

Nach diesem kleinen Intermezzo wurde der Marsch fortgesetzt. Nimmehr begann eine herrliche Naturgenusserei. An einer etwas sumpfigen Stelle nahe dem Flusse waren eine Unmenge von Kalas oder Josefskilien, wie man sie im Volksmunde zu nennen pflegt, zu sehen, die mit ihren goldgelben Staubgefäßen einen herrlichen Anblick boten. Ein schmaler Pfad führte uns von da hinein in ein wildes Dickicht. Mächtige Kakteen und Euphorbien, förmliche Bäume von Gestalt, zeigten sich da in ihren seltsamen Formen. Schlingpflanzen hingen von den Bäumen herab, schlängten sich von Baum zu Baum und hatten alles überwuchert. In den Zweigen war ein lautes Summen und Zirpen der Insekten zu hören und die großen, schönen grünen Baumzikaden harrten aus Leibeskräften, als wenn sie uns einen Regimentsmarsch aufspielen wollten. „Konzert ist heute angesagt im schönen grünen Wald.“

Der Weg führte uns immer den Umlazi aufwärts. Unser nächstes Ziel waren ja die Wasserfälle dieses Flusses. Schon von Ferne hörte man das Rauschen und Brausen der Wasser. Bald darauf standen wir auch vor dem herrlichen Naturschauspiel. Nichts wie Felsen und Wasser war da zu sehen. Vor uns lag ein kleiner See, in Felsen eingebettet und so schön rechteckig geformt, daß man meinte, er sei künstlich geschaffen; und doch war die Natur selbst hier die Baumeisterin. Überall hin zerstreut lagen mächtige Felsenblöcke und Felsen-trümmer umher, zwischen denen das Wasser rauschend und schäumend hindurchschloß, sich dann sammelte und brausend und donnernd, sodaß man sein eigenes Wort

nicht mehr hören konnte, in eine Felsenluft hinabstürzte. Mitten in den vielen Wassern erhob sich ein niedlicher ebenmäßig gebauter Felsenfegel, den man von Stein zu Stein springend, erreichen konnte. Im Hintergrunde all dieser Wasserlünfte, die Mutter Natur selbst gebildet hat, viel schöner und reizvoller als Menschenhände es vermögen, erhob sich eine senkrecht ansteigende Felsenwand, hoch oben gekrönt von Sträuchern und Bäumen.

Auf einer Felsenplatte am Rande des Wassers ließen wir uns nieder, um uns da an dem herrlichen Anblick zu ergötzen. Geraume Zeit waren wir schon dagewesen, da machte einer die andern auf etwas aufmerksam, das da oben an der Felswand sich bewegte. Aller Augen richteten sich dahin und richtig, bei schärferer Beobachtung konnte man einen der Unsrigen sehen — einen Sohn der sonnigen Pfalz — der in gemäßenartiger Behendigkeit die steile Felsenwand erstiegen hatte und nun mit einem kräftigen Nodler von lustiger Höhe herabgrüßte.

Doch unser Tagesziel war noch weit, und so hieß es also wieder aufbrechen. Bergauf, bergab ging es wieder weiter, bald mitten im dichten Wald, bald wieder auf sonniger Höhe eines Hügels. Markierte Wege mit roten und weißen und grünen und blauen Strichen gibt es hier noch nicht, weil der Waldverschönerungsverein noch fehlt; Landkarten mit Einzeichnungen aller Wege auch nicht; so hatten wir denn bald bemerkt, daß wir gerade nicht auf dem allernächsten Wege unserem Ziele entgegenstrebten. So ging es einige Stunden weiter. Die Sonne brannte hernieder und mancher Schweißtropfen rollte da über Stirn und Wange. Endlich, als wir wieder einmal matt und müde aus einer Felsenkluft einen Hügel „hinanfrohen“, kamen wir auf einen Weg, der, wie wir später erfuhren, von Mariannhill nach der Missionsstation Einsiedeln führt. Wir hatten somit einen weiten Weg hinter uns und unsere Mitbrüder, denen wir später davon erzählten, konnten es kaum glauben, daß wir so weit gekommen seien. Allein, wir hatten Hunger und Durst; die Sehnsucht nach dem Lagerplatz beflügelte den eilenden Schritt.

Die Mittagsstunde war schon weit überschritten. Vor uns lag auf der anderen Seite des Weges ein weites Tal, das im Hintergrunde vom Ufutu abgegrenzt wurde. Großer Generalrat fand statt. Wo sollten wir unser Biwak beziehen! Wasser mußten wir vor allem haben. Ein findiger Kundschafter, der in das Tal hinabgeeilt war, hatte nun zu unserer größten Freude da unten eine Quelle entdeckt; es war, wie wir auch später erfuhren, jene Quelle, an der das Vieh getränkt wurde, wenn die schweren Ochsenfuhrwerke mit einem Gespann von 16—18 Ochsen von Mariannhill in wochenlangen Reisen auf die Missionsstationen hinausfuhren, um diese mit den nötigsten Sachen zu versorgen. Nun stiegen auch wir hinab in das Tal. Ein mächtiger Baum erhob sich inmitten einer kleinen Grasfläche, die ringsum von Waldesdickicht umsäumt war und lud uns ein, in seinem Schatten uns auszuruhen. Die Quelle oder schon mehr das kleine Bächlein floß hart an dem Baume vorbei, murmelnd und plätschernd, als wollte es uns erzählen, was es auf seinem kurzen Laufe schon gesehen. Hier wurde nun Nist gemacht, am Fuße des Ufutu, der stolz auf uns herabblitzte und an dem wir heute noch unsere Kräfte messen wollten. Die Herrlichkeiten, die der Bruder Koch uns eingepackt hatte, wurden aus den Rucksäcken hervorgeholt; den frischen Trunk lieferte die Quelle in reicher Menge.

Die Gemütsstimmung des Menschen hängt von allerlei Umständen ab, nicht in letzter Linie auch von der Lösung der Magenfrage; er reagiert dabei, fast möchte ich sagen, wie das Thermometer auf die Einwirkung von Hitze und Kälte. Als wir uns nun im Schatten des Baumes ausruhen konnten und uns mit Speise und Trank wieder gestärkt hatten, da fing auch das Gemüts-thermometer wieder zu steigen an. Frohe Heimatlieder schallten hinaus in die uns umgebende Wildnis. „In der Heimat ist es schön,“ „Deutschland, Deutschland über alles“ und manch andere frohe Lieder wurden da gesungen aus „voller Kehl und voller Brust.“ Da erhoben sich auf einmal 3 aus dem Kreise und packten ihre Rucksäcke aus. Was kam da zum Vorschein? Ein Waldhorn und 2 Trompeten wurden aus ihrer Umhüllung hervorgezogen. Und jetzt erklang ernst und feierlich: „Ich bete an die Macht der Liebe,“ „Es blüht der Blumen eine“ und andere schöne Lieder. War das so schön hier in der weihvollen Einsamkeit!

Der Töne Macht dringt tief ins Menschenherz! Von allen Seiten kamen Schwarze herbeigewandert. Staunend umstanden sie uns; es waren lauter Heiden. Auch Kinder kamen herbeigelaufen und fingen auch gleich an, um ein Geschenk zu betteln. Nun „Geben ist seliger als Nehmen.“ In unseren Rucksäcken fand sich noch ein reicher Vorrat an Orangen; so fingen wir denn an, diese göttlichen Dinger unter die kleinen Schwarzen auszuteilen. Da waren freudige Gesichter zu sehen; ein seltsames Lächeln, daß ihnen die weißen Zahnreihen wie Perlen aus dem Munde hervorblitzten. Unterdessen begannen die Alten uns zu fixieren und sie schienen viel Interessantes zu finden, wie man aus ihrem gegenseitigen Deuten und Sprechen feststellen konnte.

Einer der Confratres hatte auch einen photographischen Apparat mitgebracht. Als er ihn nun aufpackte, ihn aufstellte und auf die Schwarzen hinrichtete, da liefen die Kleinen eilends davon; das „Ding“ kam ihnen doch nicht ganz geheuer vor; wer weiß, was es da alles gibt, wenn es losgeht. Einige aber von denen, die blieben, zitterten am ganzen Leibe vor lauter Angst, was wohl aus dem Kasten geflogen käme. Als sie aber sahen, daß alles ohne Lebensgefahr abging, wurden sie zutraulicher und auch die Ausreißer kamen schein wieder näher geschlichen. Auch ein Kaffernjüngling, der gerade in vollem Schmuck mit Speeren und Schild des Weges kam, stellte sich in Positur, um auf der Platte verewigt zu werden. Höchst komisch war das Benehmen der Zuschauer, als der Photograph einige von ihnen in den Apparat hineinblicken ließ. Auf der Mattscheibe des photographischen Apparates sieht man bekanntlich den aufzunehmenden Gegenstand verkehrt, das heißt auf dem Kopfe stehend. Das konnten sich nun diese schwarzen Naturkinder gar nicht erklären und mit den Ausrufen des höchsten Erstaunens schauten sie immer wieder auf die vor dem Apparat stehenden Leute, um dann schnell wieder in den Apparat selbst hineinblicken; es war ihnen unbeareiflich.

Die Sonne hatte längst schon den Zenit überschritten und mahnte uns wieder zum Aufbruch. Neu gestärkt begannen wir den Aufstieg auf die Höhen des Mfutu. In vielen Windungen führte der Weg empor über sonnendurchglühendes Gestein, vorbei an hochstämmiger Alven, die mit ihren fleischigen Blättern allein auf dem steinigen Boden den glühenden Sonnenstrahlen Trost zu bieten schienen. In reichlich einer Stunde waren wir oben angelangt. Ein weites Plateau

dehnte sich vor uns aus. Den Bergesrand entlang zog sich ein gewaltiger Felsenring, ein natürlicher Felsenkranz, der wie eine Festungsmauer aussah. Diese tafelförmige Oberfläche mit dem sie umschließenden Felsenkranz ist eine typische Erscheinung bei vielen südafrikanischen Bergen.

Von der Höhe des Berges aus genoß man eine entzückende Fernsicht. Ein weithin ausgedehntes Hügel-land breitet sich da vor unseren Blicken aus; in den Talsenkungen schlängelt sich wie ein Silberband der Umlas dahin. Dunkle Wälder bedecken so maachen Bergeshang. Da und dort erblickt man Kaffernhöhlen, die malerisch verstreut in der Landschaft liegen und mit ihren sauber gepflegten Vorplätzen einen netten Eindruck machen. Die ganze Landschaft ist von Sonnenlicht überflutet und der Himmel lächelt im reinsten Blau nieder auf die Erde. Leise streift der Seewind herüber von der Küste und bringt angenehme Kühlung in der drückenden Hitze.

Lange muhten wir wandern, bis wir die Nase, d. i. die äußerste Spitze des Schildkrötenberges, erreichten. Senkrecht ging da die Felsenwand in die Tiefe. Bis unten hin war sie auseinandergerissen durch einen mächtigen Felsenpalt. In diesem kletterten wir hinab auf den von der Natur gebildeten Steinstufen. Glücklich erreichten wir alle den Talgrund und auf manchen bornigen und steinigen Wegen kamen wir endlich wieder an den Flußübergang, den wir am Morgen passiert hatten.

In Eilmärschen wurde nunmehr der Heimweg angetreten. Schon sank die Sonne im fernen Westen und die stille Nacht brach allmählich herein; die Dämmerung ist ja dort überaus kurz. Ein Stern um den andern blitzte am Himmel auf und leuchtete den friedlichen Wanderern; der Mond stieg empor; er erhellte uns den Weg und übergoß die Landschaft mit seinem Silberlicht. Leuchtfäker schwirrten durch die Luft und fielen dann wieder in das Gras wie Feuerfunken. Endlich tauchte in der Ferne der Turm der Klosterkirche auf und bald konnten wir wieder einziehen in unser klösterliches Heim, erfrischt an Seele und Geist und bereichert mit manchen neuen Eindrücken.

Ein Kaffernmärchen.

In uralter Zeit lebte ein gewaltiges Ungeheuer; sein Name war Kammaba. Dieses Tier war so groß, daß man seinen Riesenleib mit einem einzigen Blicke nicht einmal überschauen konnte. Die Lieblingsbeschäftigung dieses Ungetüms war, Menschen zu fangen und sie zu fressen. Die ganze Erde wurde auf diese Weise von Menschen entvölkert; schließlich blieb nur mehr eine Jungfrau übrig. Sie gebar nun einen Sohn, der sogleich zur vollen Mannesgröße heranwuchs. Sein Name war Litaolane, d. h. der Wahrsager.

Das große Ungeheuer aber war so gierig, daß es auch diesen Menschen verschlang, sobald es nur seiner ansichtig wurde. Litaolane aber lebte noch im Bauche dieses Tieres. Da er ein Messer bei sich hatte, zerschchnitt er mit demselben die Eingeweide des Ungetüms. So mußte dieses elendiglich zu Grunde gehen. Litaolane wollte nunmehr wieder seine Freiheit gewinnen. Er fing darum an, sich einen Ausgang aus dem Riesenleib zu schneiden. Da geschah etwas ganz seltsames. Bei jedem Schnitt, den er in das Fleisch des toten Tieres machte, hörte er einen Schrei: „Laß ab, du tötest uns!“ Litaolane stuchte anfangs über dieses Vorkommnis; aber schließlich kümmerte er sich nicht mehr um dieses